

Rezension zu: Magris, Claudio: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Wien: Zsolnay 2000, sowie Fischer, Jens Malte: *Jahrhundertdämmerung. Ansichten eines anderen Fin de siècle*. Wien: Zsolnay 2000; erschienen in: Duhamel, Roland/ Linden, Patricia/ Ruthner, Clemens (Hg.): *Germanistische Mitteilungen* 54/2001, Bd. 2 (= *Acta Austriaca-Belgica*), pp. 144-150.

Der 2001 mit dem Erasmus-Preis zum Vorzeige-Europäer geadelte Triestiner Schriftsteller, Germanist und Philosoph Claudio Magris (geb. 1939) hat in den sechziger Jahren den Traumstart erwischt, dem nachzulaufen vorgeblich jeder angehende Akademiker verdammt ist. Seine Dissertation *Il mito asburgico nella letteratura austriaca moderna* (1963) [1] stiftete in ihrer deutschsprachigen Verkürzung mit der griffigen Formel vom »habsburgischen Mythos« nicht nur eine für ungezählte Diskussionen sehr brauchbare Wendung, sondern stieg ziemlich unvermittelt in den Parnass der geflügelten Wörter auf. Es sollte noch viele Jahre dauern, bis Carl Schorskes *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle* und William Johnstons *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte* halbwegs vergleichbare Erfolge erzielten. [2]

Mitunter schien es in den verschiedenen Debatten (an denen Magris eher schuldlos war), als reichte Magris' Titel aus, müsste das Buch erst gar nicht mehr studiert werden, man »wusste« ja, was drinnen stand. Eine Fehleinschätzung, gewiss – aber doch auch bezeichnend für jene weit verbreiteten Missverständnisse und Vereinnahmungen, die dem Autor kaum angelastet werden können. Magris' Buch ist auch heute noch lesenswert, allein schon zur Standortbestimmung (auch des Autors) und für die Frage nach dem, was zu tun bleiben könnte.

Dies gilt umso mehr, als die zahlreichen kritischen Stellungnahmen der letzten Jahrzehnte in vielen Punkten Recht haben mögen (worauf zurückzukommen sein wird), dessen ungeachtet es aber keinem österreichischen Wissenschaftler beschieden war, einen ähnlichen Bestseller mit (nahezu identitätsstiftender) Langzeitwirkung zu lancieren, der obendrein ganz offensichtlich nicht nur eine Nische zu bedienen wusste, sondern gleich ein ganzes wissenschaftliches Marktsegment eröffnete. Die 2000 vom Zsolnay-Verlag vorgenommene Neuauflage bietet somit aus vielerlei Gründen mehr als hinreichend Anlässe, sich mit den Thesen Magris' noch einmal auseinanderzusetzen.

Das vielleicht größte Problem stellt der Anspruch dar, die »moderne österreichische Literatur« (an deren Definition auch andere glanzvoll scheiterten) anhand eines nicht zu vernachlässigenden Motivs bestimmen zu wollen. Generalisierungen heben jedoch selbst zuvor sorgfältigst ausgearbeitete Differenzierungen unweigerlich auf – und die detailgenauen Unterscheidungen waren noch nicht so sehr die Stärke des jungen Dissertanten.

Claudio Magris zieht im Prinzip (sieht man von der deutsch schreibenden Marie von Ebner-Eschenbach ab) nur Literatur aus Galizien und dem Gebiet des heutigen Österreich heran; seine Dissertation verrät kaum Ahnung von den anderen Kulturen und damit Literaturen der Doppelmonarchie. Somit bleiben große weiße Flecken auf der Landkarte, die sich theoretisch gesehen als schwarze erweisen: die Anbindungen, Ablehnungen, ganz allgemein die Interdependenzen und Intertextualitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie werden in keinsten Weise berücksichtigt. Im Untertitel von der »österreichischen Literatur« zu sprechen, reicht nicht für eine durchdachte Eingrenzung.

Aber über ein Buch zum »habsburgischen Mythos« zu urteilen, bedeutet auch, seinen Stellenwert vom Standpunkt 30 Jahre »danach« einschätzen zu müssen. Magris tut dies auf seine Weise, indem er im Vorwort (unter Berufung auf seine seitdem erschienenen Bücher) gegen die klischeehaften Vereinfachungen den Begriff der »Donaukultur« in Anschlag bringt.

Wofür steht diese »Donaukultur«? Als locker zu handhabender Begriff ist sie kaum zulässig, provoziert sie doch eine Neuauflage der aus heutiger Sicht naiven Grundthesen des »habsburgischen Mythos« (sozusagen dieselbe These mit den gleichen Mitteln). Sollte es sich um eine aus schriftlichen Zeugnissen ableit- und erklärbare Entität handeln – vorausgesetzt, dass sich eine solche überhaupt (abseits des beliebten Geraunes) nachbilden lässt? Natürlich gibt es u.a. Magris' lesenswertes Buch *Donau. Biographie eines Flusses* (1986 in Italien, 1988 in deutscher Übersetzung erschienen) [3], das in seiner Verschränkung von romanhaften, essayistischen und autobiographischen Versatzstücken, durchsetzt von kulturgeschichtlichen Anmerkungen und ausgestattet mit einem Sampling historischer Verweise, eine vergnügliche Lektüre sichert. Mehr aber wohl kaum. Es sei denn, man stellt den Schriftsteller Magris in den Vordergrund und nähert sich – wie kürzlich die belgische Romanistin Nathalie Dupré in einem ausgezeichneten Vortrag [4] – diesem Buch als Diskursraum »für Grenz-Untersuchungen in literarischen Texten *allgemein*« und nimmt es als Beleg einer Trennung der verschiedenen Ichs von der Realität, die im belletristischen Schreiben Kompensation anstrebt.

Doch bei aller Berücksichtigung von Magris' Kontexten und seinen zumeist doch sehr reflektierten Verweisen: Auch die neuerliche Vorwort-Rede zum »Habsburgischen Mythos in der modernen österreichischen Literatur«, versetzt mit Verweisen zur deutschsprachig-jüdischen Kultur der Donaumonarchie und dem Reiz der Untergangsmetaphorik, reicht niemals aus, um auch nur annähernd diesen Kulturraum (der wahrlich kein einheitlicher war) abzustecken. Es sollte sich mittlerweile auch bis nach Triest durchgesprochen haben, dass die deutschsprachige Literatur der Monarchie nicht alleine stand und für sich gelesen werden kann. Es drängt sich der Schluss auf, dass in der Verkürzung der Vorrede insgesamt gesehen mehr Probleme als Vorteile angesammelt sind.

Zwar lässt sich Magris' Dissertation kaum der Vorwurf machen, dass die Mentalitätsgeschichte der Monarchie und die sich daraus ergebenden Komplikationen (schon gar nicht mit dem heute notwendigen Anspruch) nur angedacht seien; zumindest ein im Jahr 2000 verfasstes Vorwort sollte aber imstande sein, diese Selbstkritik zu üben und auf die Relevanz der Habitusforschung im Sinne Pierre Bourdieus etwa aufmerksam zu machen. Denn Magris wird gewiss nicht übersehen haben, dass seine Konzeption die kulturelle Homogenität der Monarchie überbewertete, die Differenzen unterschlug und vor allem das Moment von Herrschaft und ethnischer Hierarchisierung [5] hintanstellte.

Magris' größtes Problem (in gewisser Weise auch seine größte Stärke) sind der ausgeprägte Hang zum Essayismus und eine fast stets zu grobe Vereinfachung der Dinge. So erscheint es mitunter geradezu kurios, wenn um den Versuch eines Bonmots willen der klare Blick derart getrübt werden muss, dass die Katachrese nicht mehr fern ist: »Jede bürokratische Kultur ist eine Kultur des Details, und dies scheint nach Grillparzer das Merkmal der österreichischen Kultur geworden zu sein, nämlich ein sinnliches Haften an den Dingen, worin ein schläfriger, orientalischer Hauch weht« (p. 173); oder: »Das große Wort der habsburgischen Lebenskunst, Resignation, atmet aus jeder Seite Stifters.« (p. 170) Geradezu ein Witz (und weit unter dem Niveau auch des damaligen Forschungsstandes) sind die banalen Stifter-Interpretationen, etwa die zum *Nachsommer* und zu *Witiko*. Magris' Verdikt hinsichtlich Adalbert Stifters fällt letztlich auf ihn selbst zurück: »So fehlt Stifter völlig das Verständnis für Völker und nationale Gemeinschaften in ihrer konkreten, dynamischen geschichtlichen Einbettung [...]« (p. 180)

Insgesamt ist anzumerken, dass Magris' Interpretationen zu seiner folgsam kanonischen Autorenauswahl (neben den bereits erwähnten u.a. Raimund, Nestroy, Rosegger, von Saar, Schnitzler, Hofmannsthal, Kraus, Roth, Zweig, Csokor, Schreyvogel, Musil und Doderer) dem an sich nicht unklugen Ansatz, einen wichtigen motivgeschichtlichen Beitrag zu liefern, mehr schaden als nützen. Das mag u.a. auch mit der ungenügenden methodischen Fundierung zusammenhängen. So merkt man dem Buch immer wieder an, dass die etwas kritiklose (ungenau) Lektüre Georg Lukács' der Arbeit des jungen Dissertanten Magris nicht unbedingt gut getan hat. *Der habsburgische Mythos* ist bedauerlicherweise theoretisch unzulänglich fundiert, und eine chronologisch vorgenommene Exekution jedweden Gedankens an präzise Lektüre und Interpretation ersetzt keine stringente Methodologie. Die Kritik kann aber (fast 40 Jahre nach der italienischen Erstausgabe) nur dahin gehen, dass Magris es unterlassen hat, sein Buch zu überarbeiten und wenigstens die größten Unzulänglichkeiten im Rahmen der Neuauflage zu vermeiden. Seine *Theorie des Romans* unverändert aufzulegen, legitimierte Lukács mit der Exemplifizierung seines Denkens vor Hegel. Magris stellt hingegen die Kontinuität seines Schaffens in den Vordergrund. Damit macht er sein Werk heute schlechter, als es eigentlich sein könnte.

Aber – und das könnte für das Buch und seine Lektüre (und somit auch gegen den Rezensenten) sprechen – vielleicht darf es gar nicht um die wissenschaftliche Seite gehen, und wenn dem Betrachter des Phänomens Claudio Magris dessen unterschiedlichste Rollen im Weg stehen, versucht er allzu sehr, den Mehrwert für die Forschung zu destillieren. Somit bleibt die Frage, ob nicht tatsächlich eine literaturwissenschaftliche Analyse Erfolg versprechender ist, die Magris' Essays, Bücher, Glossen und Kolumnen größtenteils als literarische Versuche auffasst, von der Peripherie Triest her den europäischen ›Subkontinent Mitteleuropa‹ einerseits aufzuschlüsseln, andererseits aber gleichzeitig auch neu zu verrätseln.

Jens Malte Fischer ist es weniger um eine (ungewollte) Chiffrierung des Alten zu tun, als vielmehr um (teilweise) neue Fragestellungen und den Blick auf nicht so massiv in den Vordergrund geschobene Elemente der (vornehmlich Wiener, Münchner und Berliner) Kultur um 1900. In seiner Sammlung *Jahrhundertdämmerung* mit Aufsätzen und Essays, die in den Jahren 1979 bis 1995 erschienen, konzentriert er sich zu diesem Zweck mit geistesgeschichtlichen Analysen vor



allem auf die Musik (Mahler, Wagner), Fragen des Judentums (Antisemitismus, Literatur, die Rede vom »Selbsthass«), die literarischen Strömungen und den kulturellen Abgesang des Ersten Weltkriegs.

Dadurch, dass es sich um eine Zusammenstellung von Essays und Aufsätzen handelt, kommt es immer wieder zu Wiederholungen, sind manche Inkonsequenzen stilistischer wie methodischer Natur festzustellen und fehlt dem Band denn doch eine stringente Zuspitzung. Möglicherweise ließe sich das aber auch als Vorzug reklamieren – die Lesefreundlichkeit ist jedenfalls als hoch anzusetzen, und die wesentlichen Argumente Fischers prägen sich mit fortschreitender Lektüre recht effizient ein.

Teilweise doziert er (mitunter in hochironischem Ton) über hinlänglich Bekanntes, doch steht im Mittelpunkt der Versuch, eine europäische Perspektive forciert in den Blick zu nehmen. Diese erweist sich bei Fischer als gegen die Niederungen eines essayistischen Kulturtourismus gefeit, ihre wesentlichen Bezugnahmen allerdings bleiben großteils auf den deutschsprachigen bzw. westeuropäischen Raum beschränkt. Wenn Fischer zu Beginn mit der (richtigen) Feststellung »Unklar erschien die Gemengelage, klar war nur, dass vieles faul war in den Staaten Mitteleuropas; warum das so war, wo Gründe und mögliche Heilmittel lagen, darüber herrschte eine breite Verwirrung« (p. 9) eine Vorgabe formuliert hat, so muss diese als nicht ganz eingelöst betrachtet werden. Denn es kommt bei einer derart »westeuropäischen« Perspektive [6] zwangsläufig zu Unschärfen und definitorischen Verkürzungen; ihnen folgen aber zumeist (und da liegt ein wesentlicher Unterschied zu Magris) präzise Detailzeichnungen, und sie werden immer wieder an den roten Faden des Unterfangens zurückgeknüpft. Das »Epizentrum der Verwerfungen der letzten Jahrhundertwende« erfasst Fischer in den »Fragen der jüdischen Identität im Symptomenkomplex von Selbstdefinition und Fremddefinition, von Antisemitismus und dem Kampf gegen ihn, von bedingungsloser Akkulturation und Zionismus, von liberalem und orthodoxem Judentum, von assimiliertem Westjudentum und nichtassimiliertem Ostjudentum, von Konversion und ihrer Ächtung [...]« (p. 13).

Während der Titel *Jahrhundertdämmerung* hält, was er verspricht (und von der »berühmt gewordenen Anthologie *Menschheitsdämmerung* [p. 253] Kurt Pinthus' entlehnt sein mag, aber den Bezug zu Richard Wagner gleichfalls kaum verleugnen will), stellt sich der Untertitel mit Fortgang der Lektüre als etwas unbeholfen heraus. Denn die hier vorgelegten »Ansichten eines anderen Fin de siècle« sind punktuell alle bekannt, wesentlich ist, was aus ihrer Zusammenstellung und im Detail an Neuem herausgestellt wird. In dieser Hinsicht muss man dem Autor konzedieren, dass er die »inneren Widersprüche der Epoche in schärferen Konturen« (p. 83) zu zeichnen vermag, als man es (leider) zumeist schon gewohnt war. Dennoch ist es kein »anderes Fin de siècle«, das hier vorgestellt wird.

Jens Malte Fischer entwirft seine Fin de siècle-Definitionen ex negativo, denn obwohl auch er die persönlichen wie künstlerischen Unterschiede der zahlreichen ProtagonistInnen herausstellt, so sieht er doch sehr wohl, welche Vorstellungen anhand gängiger Fin de siècle-Klischees existieren. So wird zwar auch in diesem Band ein Panorama entfaltet, ein Kaleidoskop unterschiedlichster Typen, ihrer Begabungen und Eifersüchte, ihrer Avancen und Beziehungen, Gewohnheiten und der Geistesströmungen, denen sie sich verschrieben. Die offensichtlich umfassende Belesenheit Fischers im Bereich der westeuropäischen Geistesgeschichte gibt aber nicht den schlechtesten Garanten für eine kundig geführte Tour de force durch die Zeit um 1900 ab. Dabei nähert er sich Mentalitäts- und Habitusfragen immer wieder klug an, ohne jedoch deutlich genug an die diversen Vorstellungen über das Fin de siècle zu rühren. Sein Versuch, diesen Bildern andere Sichtweisen entgegenzusetzen, scheidert mitunter, umso verdienstvoller sind dafür die gelungenen Kontrastierungen. Beispiele wären seine Bezugnahmen auf Gesellschaftstypen, deren Relevanz normalerweise kaum hinreichend beleuchtet wird (»Figuren des Hintergrunds«, p. 44ff.), aber auch der Abschnitt über die Stilisierungsvancen im Rahmen der neuen bürgerlichen Interieurs (pp. 53-71).

Gustav Mahler stellt mit seinen Widersprüchen, Beziehungen und Fähigkeiten eine ausgezeichnete Möglichkeit dar, die Querverbindungen und verdeckten Bezugnahmen Wiens exemplarisch darzustellen. Fischer nennt das »Polyphonie der Gefühle« (p. 99). Mahlers Bekantschaften und Freundschaften waren durchaus peripher in dem Sinne, dass zahlreiche dieser Personen heute kaum noch bekannt sind, dessen ungeachtet sie zu ihrer Zeit jedoch von weitreichender Relevanz waren. Freud und die Psychoanalyse erfahren aus ähnlichen Gründen wie Mahler die große Aufmerksamkeit Fischers, denn beide waren der »Enge des kulturellen Geflechts«, das aus »Kulturbetrieb, Kaffeehäusern, Einladungen, Bällen« und Salons geknüpft

war (p. 113), großteils abhold, beide waren jüdischer Abstammung und obendrein auch noch keine gebürtigen Wiener. Folgerichtig steht die Begegnung der beiden im August 1910 (in Leiden) im Mittelpunkt von Fischers Interesse (*Ein Spaziergang*, pp. 111-130), als Mahler sich Freud einen Nachmittag lang anvertraut, was beiderseits Folgen zeitigt.

Im Kontext des Buches wirkt dieser gut geschriebene Abschnitt jedoch seltsam deplatziert, der so oft neu aufgegriffene rote Faden dieser Aufsatzanthologie scheint hier zu entgleiten. Jens Malte Fischer stellt freilich ein stupendes Wissen um die Jahrhundertwende und ihre Kultur unter Beweis, wobei in diesem Zusammenhang v.a. die sogenannte »assimilierte« jüdische Kultur und die Musik zu erwähnen sind – denn dass Fischer ein großer Opernfreund und -kenner ist, lässt sich nicht übersehen. In gewisser Weise dient seine Auseinandersetzung mit Sigmund Freuds und Gustav Mahlers therapeutischer Unterredung v.a. der Vorbereitung auf die Überlegungen zum Schaffen des Letzteren in Konfrontation mit dem Antisemitismus einerseits (Mahler erweist sich als ein tatsächlich prototypisches Beispiel für diese Konflikte, denn sein Erfolg provozierte offensichtlich das »Paranoiasystem der Antisemiten« [p. 135] immer wieder aufs Neue) und andererseits der Frage nach dem Jüdischen in seiner Musik. Diesen Ausführungen folgen überaus luzide Beiträge zu Richard Wagner, den unterschiedlichen Frauenfiguren im Musikschaffen der Zeit und der Möglichkeit, diese als Transmitter für politisch-künstlerische Anliegen (wie Vererbungslehren, Rassismus und Darwinismus, aber auch Ästhetizismus und Romantik) passgenau einzusetzen.

Mit zu den interessantesten »Kapiteln«/Aufsätzen gehören die Abhandlungen zum *Bild des Juden in der Literatur um 1900* (pp. 190-214) und *Der Erste Weltkrieg und die Intellektuellen* (pp. 243-260), wohingegen die Bemühungen um die Frage des »jüdischen Selbsthasses« (pp. 215-242) nicht wirklich konzis zu einem erfolgreichen Ende gebracht werden können (was v.a. dem Gegenstand zuzuschreiben sein dürfte). Völlig zu Recht am Schluss steht das umfangreiche *Décadence*-Kapitel (pp. 261-307), denn Fischer versucht – vor dem sehr stark durch französische Strömungen geprägten Hintergrund der *Querelle des Anciens et des Modernes* – abschließend weitere Punkte zu extrapolieren, die für ihn von entscheidender Bedeutung sind und die in den bereits zuvor ausführlich dargelegten Überlegungen zur Musik und zum Judentum kaum unterzubringen waren: Die Frage nach der »Erkenntnis der menschlichen Seele« und die neuen ästhetischen Kriterien, die nicht nur den Kulturkampf, sondern auch die Kulturindustrie beflügelten, stehen im Mittelpunkt. Ein – bei der Fülle der Hinweise wichtiges – Namensregister schließt den Band ab, dem ein Sachregister hinzuzugesellen nicht verfehlt gewesen wäre.

Anmerkungen

[1] Cf. Magris, Claudio: *Il mito absburgico nella letteratura austriaca moderna*. Turin: Einaudi 1963. (Dt.: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Aus d. Ital. v. Madeleine v. Pasztory. Salzburg: O. Müller 1966, ²1988.)

[2] Cf. Schorske, Carl E.: *Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle*. Dt. v. Horst Günther. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Fischer 1982; Johnston, William M.: *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848-1938*. Aus d. Amerik. v. Otto Grohma. Wien, Köln, Weimar: Böhlau ³1992 (*Forschungen zur Geschichte des Donauraums* 1).

[3] Aktuelle Ausgabe: Magris, Claudio: *Donau. Biographie eines Flusses*. Aus d. Ital. v. Heinz-Georg Held. Wien: Zsolnay ³2001.

[4] Dieser wird in Kürze auf der internationalen Internet-Plattform www.kakanien.ac.at publiziert werden.

[5] Cf. dazu den rezenten Sammelband: Müller-Funk, Wolfgang et al. (Hg.): *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Tübingen, Basel: Francke 2002.

[6] Cf. das in der vorhergehenden Rezension über Magris Gesagte.